

8]

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Der Onkel entgegnete: „Ich habe dir schon gesagt und wiederhole es nochmals: dieses Geld erhältst du nicht! Ich will nicht haben, daß man dich wie einen dummen Jungen behandelt, dem man sein Geld abnimmt und den man dann fortwirft wie eine ausgepreßte Zitrone. Du hast deine Dummheiten schon teuer genug bezahlen müssen! Es ist beschlossen: Du bleibst vorläufig hier in meinem Hause und reist dann ins Ausland!“

„Da Sie mir das Geld verweigern, haben wir nichts mehr miteinander zu sprechen. Leben Sie wohl!“ Ich hörte noch, wie mein Onkel mir nachschrie: „Du bleibst hier! Hast du verstanden?“ — In ein paar Sekunden war ich auf der Straße, nahm einen Schlitten und fuhr zur Station. Dort mußte ich eine Zeit warten, bis ein bequemer Zug nach Moskau fuhr. Ich war sehr aufgeregt, denn ich fürchtete, daß mein Onkel mich suchen lassen würde. Er wußte aber ja nicht, wohin ich mich gewandt hatte, und dieser Gedanke beruhigte mich.

In Moskau angelangt, stieg ich in einem Hotel ab, wo ich früher mit meinem Vater oder allein gewohnt hatte. Ich setzte mich mit einem befreundeten Ingenieur in Verbindung, dem ich vor meiner Verhaftung zum Ankauf eines Gutes ungefähr zehntausend Rubel geliehen hatte, und bat ihn, mir, wenn nicht alles, so doch einen Teil zurückzugeben.

Ich hatte ungefähr noch zweihundert Rubel in der Tasche, und nach Begleichung der Rechnung verblieben mir vielleicht noch dreißig oder vierzig Rubel! Wenn ich so weiter lebte, war es ausgeschlossen, daß ich mit dem wenigen Geld, das ich besaß, noch lange auskommen würde.

Ich klingelte deshalb dem Diener, bezahlte meine Rechnung und ließ meine wenigen Sachen auf den Bahnhof bringen, in dessen Nähe ich mir in einem kleinen, unansehnlichen Hotel ein billiges Zimmer mietete.

Glücklicherweise traf ich an demselben Abend noch den Ingenieur, der auf mein Telegramm hin nach Moskau herübergekommen war. Er hatte mich vergebens in dem Hotel gesucht, und ich fand ihn zufällig in einem Restaurant. Er überreichte mir eine Summe Geldes, und ich erzählte ihm ganz offen, daß ich geflohen sei (von meiner Verhaftung wußte er), daß ich auf ihn in jenem teuren Hotel gewartet und gefürchtet hatte, er würde das Geld nicht rasch genug schicken; dann wäre ich verloren gewesen.

„Das nennt man allerdings Glück,“ sagte lächelnd der Ingenieur. „Die Restsumme, die ich Ihnen schulde, werde ich in spätestens 6 bis 8 Wochen bei einer Bank vorsichtshalber auf meinen Namen deponieren, dann brauchen Sie mir nur zu schreiben, wohin und unter welchem Namen ich Ihnen das Geld senden soll, und damit ist die Sache erledigt.“

Ich hatte eine Empfehlung und ein paar Adressen von dem Polen und Nadeschdin in der Tasche und beschloß nun, die Leute schleunigst aufzusuchen. Sie empfingen mich sehr freundlich, und als ich erwähnte, ich hätte keinen Paß, wurde mir versprochen, daß ich am nächsten Abend einen erhalten sollte. Falls mir im Hotel Schwierigkeiten wegen des Passes gemacht werden würden, könnte ich ein paar Nächte lang bei einem von ihren Bekannten leben.

Ich blieb jetzt eine Zeitlang in Moskau und wohnte durch Vermittlung meiner Bekannten, ohne angemeldet zu sein, bei einem Angestellten der Eisenbahnverwaltung. Nach ein paar Tagen erhielt ich auch einen guten Paß, d. h. gut war er, weil er echt war. Wie dieser Paß beschafft wurde, davon habe ich keine Ahnung. Von nun an hieß ich Michailoff.

Meine Zeit verbrachte ich meistens bei meinen Bekannten, mit denen ich über meine weitere Tätigkeit sprach. Durch diese Unterhaltungen wurden mir alle die freiheitlichen Bewegungen und die Richtung, zu der meine Bekannten gehörten, immer klarer und deutlicher; sie waren, wie die meisten, mit denen ich zusammenkam, ausgesprochene Marxisten und trugen sich mit dem Gedanken, der Propaganda unter den Arbeitern eine scharfe politische Färbung zu

geben. Wir diskutierten viel, und ich vertiefte mich besonders in das Studium der sozialdemokratischen Bewegung.

Als ich wieder einmal eines Abends bei meinen Bekannten zu Besuch war, teilten sie mir mit, daß sie einen Brief von Nadeschdin erhalten hätten, worin er mich grüßen ließe.

„Wissen Sie auch, daß Ihre Flucht große Bestürzung in der Stadt hervorgerufen hat? Der Isprawnik hat, als er Verdacht schöpfte, sofort nach Archangelsk telegraphiert und war wütend, als er erfuhr, Sie seien überhaupt nicht dort gewesen. Er ließ die anderen Verbannten zu sich kommen, hielt ihnen eine große Strafpredigt und ist seit der Zeit außerordentlich streng geworden. Er sieht jede Korrespondenz durch, was er früher nicht getan hat, und macht überhaupt den Verbannten allerhand Schwierigkeiten. Nadeschdin freut sich, daß Ihnen die Flucht gelungen ist, und hofft, Sie bald zu sehen. Wie es scheint, gedenkt er auch zu fliehen.“

An demselben Abend sagte mir ein anderer:

„Es wäre sehr gut, wenn Sie nach der Stadt Tula reisten und dort zu arbeiten anfangen. In Moskau wird es Ihnen schwer fallen, hineinzukommen, außerdem ist die Aufsicht hier viel strenger. Tula ist eine große Fabrikstadt, wo schon einige Kameraden tätig sind. Sie könnten außer mit Ihrer persönlichen Arbeit auch noch mit Geld helfen.“

So reiste ich denn nach zwei Tagen von Moskau ab. In Tula angekommen, suchte ich die Leute auf, an die ich Empfehlungen hatte. Hier wußte niemand, was ich früher gewesen war, man wußte bloß, daß ich verbannt gewesen und entflohen war. So hatte ich hier nicht mit Vorurteilen zu kämpfen. Ich mietete mir ein möbliertes Zimmer, verbrachte den ganzen Tag zu Hause, arbeitete sehr viel für mich und wanderte am Abend zu meinen Bekannten, wo unser Wirkungsplan besprochen wurde.

Es gab hier schon kleine Kreise, die sich mit der Bildung der Arbeiter befaßten. Das wurde so gemacht, daß zehn bis fünfzehn Arbeiter am Abend nach getaner Arbeit zu einem der Revolutionäre gingen. Dort hielt dann einer von ihnen einen Vortrag etwa über die politische Lage im Ausland oder über die Lage der Arbeiter in Rußland und im Auslande; dann wurden Vergleiche gezogen und kurze Abschnitte aus der Nationalökonomie und Geschichte vorgetragen. Das war schon ein fortgeschrittener Kreis, und die Diskussionen, an denen sich auch die Arbeiter beteiligten, waren höchst interessant. Sie zeigten recht viel Verständnis und eine gesunde Auffassung der Dinge. Ich selbst mußte alsbald in diesem Kreise ein paar Vorträge über Rechtsgeschichte, russisches Recht und über den Entwurf eines neuen russischen Fabrikgesetzes halten und war von dem Erfolg sehr befriedigt.

Ein paarmal wurde ich dabei von meinen Kameraden darauf aufmerksam gemacht, daß ich den Klassenstandpunkt nicht genügend hervorhebe. Ich gab es zu, erklärte aber, ich arbeite ja selbst noch an meinen Ueberzeugungen, da sei es begreiflich, wenn ich ab und zu noch eine etwas bürgerlich-demokratische Auffassung zeige, doch das würde sich schon mit der Zeit geben. Wir machten es dann später so, daß ich jeden Vortrag, bevor ich ihn den Arbeitern vorlas, mit meinen Kameraden Punkt für Punkt durchging. Ich habe schon gesagt, daß dieser Kreis fortgeschrittener war. Es gab aber außerdem noch andere, in denen ein Revolutionär den Leuten erst Lesen und Schreiben beibrachte. Wie bekannt, gibt es in Rußland keinen Schulzwang. Die Sonntagschulen und Abendkurse müssen nach einem bestimmten, vom Ministerium für Volksaufklärung festgesetzten, spärlichen Pläne geführt werden; ein Revolutionär kann an einer solchen Schule nicht tätig sein, weil er als solcher kein gutes Zeugnis erhalten würde. Aber die Sonntagschulen reichen nicht aus, und die Revolutionäre kommen dem sehnlichen Verlangen der aufgeklärten Arbeiter nach, indem sie diese in geheimen Schulen weiter unterrichten. — Das ist selbstverständlich ein schweres Verbrechen und wird von der Regierung scharf bestraft. Ich ging oft zu diesen Abenden und muß sagen, daß es ein rührender Anblick war, wie da Menschen zwischen zwanzig und dreißig Jahren, nach schwerer Tagesarbeit, die Elemente lernten. Die Frau, die diesen Kreis mit Hilfe von anderen leitete, sagte mir eines Abends nach dem Unterricht: „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie schnell sie alles lernen; sie überstürzen sich und

möchten so schnell wie möglich Zeitungen und Bücher lesen können. Sie lernen bei mir fast jeden Abend, und es kommt vor, daß einige von ihnen in zwei Monaten ganz gut schreiben und lesen können. Um ihnen aber auch etwas für den Geist zu geben, lese ich ihnen jedesmal eine halbe oder ganze Stunde etwas vor, und dann diskutieren wir."

Die Aufgabe, die sich diese Frau gestellt hatte, gehört zu den schwierigsten. Nach Erfahrung und nach statistischen Angaben, wenn man überhaupt von einer Statistik bei dieser geheimen Arbeit reden kann, leitet ein Revolutionär zu eine Schule durchschnittlich nur zwei bis drei Monate. Dann wird er meist verhaftet, sitzt ein paar Monate, vielleicht auch ein Jahr im Gefängnis und wird auf mehrere Jahre verbannt. Gewiß, ich habe auch Menschen gekannt, die ihre Sache ein paar Jahre durchgeführt haben, aber im allgemeinen verlangt die Aufklärung der Arbeiter und überhaupt die illegale Tätigkeit gewaltig viel Lebenskraft, Ausdauer und sehr viel Zeit, d. h. Zeit in dem Sinne, daß man seine kurze Tätigkeit mit langjähriger Verbannung bezahlen muß. Aber trotz der Opfer und stündlichen Gefahr ist die Opferfreudigkeit der geheimen Aufklärer unendlich groß.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Vater.

Von Anton Tschekoff. Uebersetzt von Michael Feofanoff.

(Schluß.)

Der Alte schluckte auf und lachte sofort. „Und um diese Zeit aßen wir, wie absichtlich, geriebenen Kettig und Fische wurden gehalten, und in der Wohnung war fötz ein Gestank, daß es einem Teufel übel werden mußte. Ich lag betrunken da, mein „Frauenzimmer“ kam dem jungen Paare mit einer roten Frage entgegen-gelaufen... mit einem Worte es war schenlich. Sascha aber überwand alles.“

„Ja, unser Sascha ist ein guter Mensch“, sagte der Sohn. „Ein ausgezeichnete Mensch! Ihr alle seid aus purem Golde, — Du und Grigori, Sascha und Sonja. Ich quäle Euch, martere Euch, mach Euch Schande, herauhe Euch und im ganzen Leben habe ich von Euch kein einziges Wort des Vorwurfs gehört, keinen einzigen schiefen Blick gesehen. Wenn noch der Vater ein anständiger Mensch wäre, er ist aber pfui! Nichts habt Ihr von mir gehabt, außer Bösem. Ich bin ein schlechter Mensch, verlottert... Jetzt bin ich, Gott sei Dank, ruhiger geworden und habe keinen Charakter, selber als Ihr klein wart, stat in mir Entschlossenheit, Charakter... Was ich auch tat oder sprach, alles schien mir, als wäre es so und nicht anders notwendig. Wie oft kam ich in der Nacht aus dem Klub betrunken und böse nach Hause und begann Deiner verstorbenen Mutter Vorwürfe wegen der Ausgaben zu machen. Die ganze Nacht schimpfte und räsionierte ich und dachte, daß es so nötig sei; wenn Ihr am Morgen aufstandet und ins Gymnasium ginget, ließ ich noch immer meinen Charakter an ihr aus. Ich habe sie zu Tode gequält, die Märtyrerin. Und wenn Ihr aus der Schule kamt, durftet Ihr nicht essen, bis ich nicht aufgestanden war. Am Mittagstisch fing die Geschichte von neuem an. Du erinnerst Dich sicher noch. Möge Gott jeden vor so einem Vater behüten. Gott hat mich Euch zur Prüfung gesandt. Ja, tatsächlich zur Prüfung! Haltet aus, meine Kinder. Du sollst deinen Vater ehren, auf daß dir's wohlgehe und Du lange lebest auf Erden. Für Eure Prüfung wird Euch Gott vielleicht ein langes Leben schenken. Aufseher, halten Sie!“

Der Alte sprang aus der Droschke und lief in eine Bierstube hinein. Nach einer halben Stunde kam er zurück, glückte betrunken und setzte sich neben den Sohn.

„Wo ist jetzt Sonja?“ fragte er. „Immer noch in der Pension?“

„Rein, sie hat im Mai die Schule beendet und wohnt jetzt bei der Schwiegermutter von Sascha.“

„So!“ — stammte der Alte. — „Keines Mädels, sie ist also wie ihre Brüder geworden. Ach, Borenka, Mutter ist nicht mehr am Leben, niemand kann sich freuen. Höre, Borenka, weiß sie... wie ich lebe? Ach?“

Boris antwortete nicht. Etwa fünf Minuten vergingen in tiefem Schweigen. Der Alte schluckte, wischte sich die Augen mit dem Lappen ab und sagte:

„Ich liebe sie, Borenka! Sie ist ja meine einzige Tochter, und im Alter gibt es keinen besseren Trost, als eine Tochter. Ich möchte sie wiedersehen. Kann ich es, Borenka?“

„Selbstverständlich, wann Sie wollen.“

„Bei Gott? Wird sie nichts dagegen haben?“

„Warum denn? Sie hat Sie gesucht, um Sie zu sehen.“

„Bei Gott! Sind das Kinder! Aufseher, was sagen Sie dazu? Tue es, lieber Borenka! Sie ist jetzt ein Fräulein, ein delikates Ding, und so weiter, wie seine Leute, und ich will mich ihr nicht in diesem schenlichen Aufzuge zeigen. Wir wollen die ganze Sache sehr einfacheln, Borenka. Ein paar Tage will ich mich der Spirituellen

enthaltan, damit mein gemeines Gesicht anständig wird, dann komme ich zu Dir und Du gibst mir auf eine kurze Zeit irgend einen Anzug von Dir; ich werde mich frisch rasieren und die Haare schneiden lassen, Du fährst dann zu ihr und bringst sie. Nicht wahr, so geht es?“

„Gut.“

„Aufseher, halten Sie!“

Der Alte sprang wieder aus der Droschke und lief in eine Bierstube. Ehe Boris mit ihm seine Wohnung erreichte, sprang der Alte noch ein paar Male aus der Droschke, und der Sohn wartete auf ihn jedes Mal schweigend und geduldig. Als sie die Droschke entlassen hatten und über einen langen schmutzigen Hof zu der Wohnung des „Frauenzimmers“ gingen, nahm der Alte ein höchst beschämtes und schuldbehaftetes Aussehen an und begann zaghaft zu husten und mit den Lippen zu schmagern.

„Borenka — sagte er mit einschmeichelnder Stimme — wenn Dir mein „Frauenzimmer“ irgend etwas sagen sollte, beachte es nicht und sei mit ihr, weißt Du, ein wenig lebenswürdig. Sie ist ungebildet und frech, aber doch ein gutes Weib. In ihrer Brust schlägt ein gutes warmes Herz.“

Der lange Hof nahm ein Ende, und Boris trat in einen dunklen Hausflur. Eine Tür knarrte, es roch nach Küche und nach Rauch aus dem Samowar, und schrille Stimmen erklangen. Als Boris durch die Küche ging, sah er bloß einen dunklen Rauch, einen Strich mit aufgehängter Wäsche und den Schornstein von dem Samowar, durch dessen Ritzen rote Funken hervorbrachen.

„Das ist meine Zelle!“ — sagte der Alte, indem er sich bückte und in ein kleines Zimmer mit niedriger Decke und einer unerträglich dumpfen Luft voranschlüpfte.

Hier saßen an einem Tische drei Weiber und aßen. Als sie den Gast erblickten, sahen sie sich an und hörten auf zu essen.

„Nun, hast Du es bekommen?“ fragte streng eine von ihnen, wahrscheinlich das „Frauenzimmer“. „Ich habe es bekommen, habe bekommen“, murmelte der Alte. „Nun, Boris, nimm bitte Platz. Bei uns geht es einfach zu, junger Mann... Wir leben einfach.“

Er wurde ohne Grund und Sinn geschäftig. Er schämte sich vor dem Sohne und gleichzeitig wollte er anscheinend sich den Weibern gegenüber, wie immer, als den „forschen Kerl“ und den unglücklichen verlassenen Vater zeigen.

„Ja, Bruder mein, junger Mann, wir leben einfach, ohne Fagen“, murmelte er. „Wir sind einfache Leute, junger Mann... Wir lieben es nicht, wie Ihr, Sand in die Augen zu streuen. Ja... Es wäre nicht übel, ein Gläschen zu trinken.“

Eins von den Weibern seufzte — (sie schämte sich, in Gegenwart eines fremden Menschen zu trinken) — und sagte:

„Ich will auch etwas trinken wegen der Pilze... Die Pilze sind so gut, daß man trinken muß, ob man will oder nicht. Iwan Gerasimowitsch, fordern Sie den jungen Herrn auch auf, vielleicht trinkt er mit.“

„Trink eins, junger Mann!“ — sagte der Alte, ohne den Sohn anzusehen. — „Wir haben keine feine Weine und Liköre, Bruder, wir leben einfach.“

„Dem jungen Herrn gefällt es bei uns nicht!“ — seufzte das Frauenzimmer.

„Tut nichts, tut nichts, er wird schon trinken.“ Um den Vater nicht zu kränken, nahm Boris das Glas Brauntwein und trank es schweigend aus. Als der Samowar gebracht war, trank er schweigend mit einem melancholischen Gesichte, um dem Alten einen Gefallen zu tun, zwei Tassen widerlichen Tees. Schweigend hörte er zu, wie das „Frauenzimmer“ in Andeutungen darüber sprach, daß es in dieser Welt grausame und gottlose Kinder gäbe, die ihre Eltern verstoßen.

„Ich weiß, was Du jetzt denkst!“ — sagte der betrunkenen Alte, indem er in seine gewöhnliche, durch die Trunkenheit erregte Stimmung kam. „Du denkst, daß ich heruntergekommen, beschmutzt und kläglich sei, meiner Meinung nach aber ist dieses einfache Leben bei weitem normaler als Dein Leben, junger Mann. Ich brauche niemand und... und habe nicht die Absicht, mich zu erniedrigen... Ich kann es nicht leiden, wenn irgend ein Bengel mich mitleidig ansieht.“

Nachdem der Alte seinen Tee getrunken hatte, reinigte er einen Hering und bestreute ihn so gefühlvoll mit Zwiebeln, daß sogar in seinen Augen Tränen vor Rührung hervortraten. Er sprach von neuem über den Totalisator, über Gewinne, über einen Panamahut, für den er gestern sechzehn Rubel bezahlt hatte. Er log mit ebenso vielem Appetit, wie er den Hering aß und dazu trank. Der Sohn blieb eine Stunde schweigend sitzen und begann dann Abschied zu nehmen.

„Ich darf Sie nicht bitten zu bleiben!“ sagte der Alte hochmütig. „Entschuldigen Sie, junger Mann, daß ich nicht so lebe wie Sie es möchten.“

Er brüstete sich, lachte würdevoll und zwinkerte mit den Augen den Weibern zu.

„Leben Sie wohl, junger Mann!“ sagte er und begleitete den Sohn bis zum Hausflur. „Entschuldigen Sie.“

Im Flur aber, wo es dunkel war, preßte er plötzlich das Gesicht an den Kessel des Sohnes und schluckte.

„Ich möchte meine liebe Sonja sehen!“ flüsterte er. „Nichte es so ein, Borenka, mein Engel. Ich will mich rasieren, Deinen Anzug anziehen... ein strenges Gesicht machen... Ich werde in ihrer Gegenwart schweigen. Bei Gott, ich werde schweigen!“

Er blühte zaghaft auf die Läre, hinter der man die Stimmen der Weiber hörte, unterdrückte das Schluchzen und sagte laut: „Leben Sie wohl, junger Mann! Entschuldigen Sie!“

### Kleines feuilleton.

Die graphische Kellame der Prostitution. Im letzten Reichstag protestierte der liberale Abgeordnete Müller-Meinungen mit einem Schwall sittlicher Entrüstung gegen den Ausspruch des Abgeordneten Dirksen: „Deutschland in der Welt voran, auch in der Pornographie!“ Hätte er die Broschüre des Schriftstellers Dr. Ludwig Kemmer gelesen, die vor kurzem unter obigem Titel in einem Münchener Verlag erschien, seine Entrüstung wäre wesentlich vorfichtiger ausgefallen. Kemmer weist nämlich an der Hand von reichem statistischem Material nach, daß auf dem Gebiet der pornographischen Postkarte und der photographischen Darstellung sexueller Verberstäten deutsche Fabrikate quantitativ und qualitativ an der Spitze der Zivilisation marschieren. Deutsche Schmutzhandel-Großisten wandern ins Ausland und zeigen den Franzosen — den „Niederlichen und sittlich verderbten Galliern“, wie sie gerne von altteutschen Großmäuern genannt werden —, Holländern und Türken, wie die Pornographie industriell am vorteilhaftesten auszubenten ist. Und unter den deutschen Fabrikaten stehen wieder an erster Stelle die bairischen! Hauptreizmittel der graphischen Vordruckkunst sind: illustrierte Postkarten, sogenannte „Aktphotographien für Künstler“, Lichtdruckbilder, Inserate und Kataloge. Das weitaus bedeutendste Arbeitsfeld stellt aber die pornographische Postkarte dar. Ein prinzipieller Unterschied ist zwischen den deutschen und französischen Karten: die deutschen bieten illustrierte Notizen, die französischen pikante Situationen ohne Text. Graphisch-technisch eingeteilt gibt es, locus as non losendo, „Künstlerkarten“, Lichtdruckarten, Bastarde zwischen der Postkarte und der Spielwarenindustrie, Photographien. Als die tiefste Stelle des pornographischen Infernos bezeichnet Kemmer auf Grund seiner Materialsammlung 12 Karten, die ein Paar im Hochzeitschmuck darstellen, das sich mit dem Blick aufs Objektiv in den schamlosesten Stellungen dem Geschlechtsgenuß hingibt, 2 Karten, auf denen drei Mädchen zwischen 8—14 Jahren, mit feinen Zügen und erstem Blick, Gebetbücher in der Hand, im Geschlechtsverkehr mit einem jungen Priester gezeigt werden. Unter den sogenannten Künstlerkarten aus dem Kemmerischen Material von 613 Mustern deutscher, französischer, holländischer, italienischer, ungarischer und türkischer Herkunft darf keine Anspruch auf diesen Ehrennamen erheben. Rohes Kolorit, unfreie Technik, unfähige Formenprache, und doch sind es vielleicht arme Teufel von Künstlern, richtiger von Kunstproletariern, die der Schmutzfabrikant für seine Zwecke ausbeutet.

Wie sieht es nun mit den Aktdarstellungen für künstlerische Zwecke mit Zuhilfenahme der Photographie? Liegt für solche Aktdarstellungen ein künstlerisches, ästhetisches und praktisches Bedürfnis vor? Das ist natürlich rückhaltlos zu bejahen, wenn das Künstlererzeugnis aus der leuchtenden Nacktheit des menschlichen Körpers Anregung finden kann. Wenn die Formen und Linien weiblicher und männlicher „Nuditäten“, wie die Sittlichkeitskämpfer sagen, zu künstlerischen Zwecken, sei es als Bewegungs- oder anatomische Studie, sei es als plastische Pose von der photographischen Platte festgehalten werden, dann kann man sogar das winzige Postkartenformat in Kauf nehmen und muß freie Passage für diese Bildchen fordern. Nun zeigen aber Stil und Stellung, Situation und Milieu aller Aktdarstellungen der Kemmerischen Sammlung auf den ersten Blick, daß sie durchaus nicht künstlerischen Zwecken, sondern nur zur Befriedigung der erschlafenen Triebe impotenter Lustlinge dienen sollen. Photographien von schüchternen, unreifen Schulmädchen in unsäglich verlegenen und hilflosen Stellungen, die als sogenannte fruits vorts (grüne Früchte) auf den pornographischen Markt kommen; verfertete ausgediente Venuspriesterinnen in der Ronna-Banna-Pose, auf Selbsten hockend, als Odalisten, vor dem Piano; „Aktstudien“ von erbarmungswürdigen rachitischen Kindern, von Schwangeren, von armen alternden Proletarierinnen, die in der Not des grauen Lebens ihren verblühten Leib noch rasch vor dem letzten Verkauf dem Schmutzhändler verkaufen; Mißbrauch sogar der geistigsten Ideenverbindung Mutter und Kind: nichts ist hilflos, elend genug, nichts zu rein und erhaben, um nicht von gewissenlosen Seelenverkäufern in die Arme der erotischen Aphrodisiaca durch objektiv unzüchtige Postkarten aufgenommen zu werden.

### Musik.

Das neue Schillertheater zu Charlottenburg besitzt einen Zuhörerraum, der durch seine amphitheatralische Form und seine anscheinend gute Akustik auch für Konzerte schlichter Art sehr geeignet ist. Seit einiger Zeit finden dort Sonntagskonzerte (mittags 12 Uhr) statt. Wir hörten am neulichen Sonntag die Fünfte Kammermusik-Veranstaltung. Professor Florian Bajic leitete die Veranstaltung und beteiligte sich selbst an ihr durch den Vortrag eines Violinkonzertes von J. S. Bach und, mit zwei anderen Herren, des großen Klaviertrios op. 97 von Beethoven, eines Werkes, dessen tiefe Macht, zumal im Adagio immer wieder aufs neue wirkt. Dazwischen gab es Gesangs-vorträge von dem Konzertsänger Paul Reimers, dessen

Tenorstimme besonders Treffliches in der Anpassung der Klangfarbe an den jeweiligen Inhalt leistet. Unter den von ihm gesungenen Liedern möchten wir zwei erwähnen, welche J. O. Grimm (1827—1908, zuletzt Musikdirektor in Münster) nach plattdeutschen Texten von Klaus Groth komponiert hat; auch diese Mundart eignet sich gut für den Klang einer Singstimme.

Sollen jene Sonntagskonzerte die von ihnen beabsichtigte Volkstümlichkeit wirklich erreichen, so empfiehlt es sich doch, ihnen etwas von dem Lehrhaften zu geben, das nun einmal heute sowohl bei populären wie auch bei nicht populären Konzerten bereits bekannt und beliebt ist. Wir meinen programmatische Erklärungen, sei es mit oder ohne Notenbeispiele, einschließlich einiger Mitteilungen über die Komponisten usw. Wie erwünscht derlei ist, konnte wieder der Mendelssohn-Abend des Berliner Volks-Chores (in der Neuen Welt) zeigen: das kleine Programm-büchlein gab wirklich einen guten Ueberblick und „schmeckte nach mehr“. Für das Hauptverdienst dieses Abends und speziell des Dirigenten Dr. E. Jander halten wir die Auswahl der Stücke. Felix Mendelssohn-Bartholdy steht heute noch im Kampfe der Meinungen und erfährt nicht mit Unrecht manche herbe Kritik über sentimentales und äußerliches bei ihm. Jenes Programm-büchlein nach dieser Kritik in richtiger Weise Stellung. Wir möchten aber noch hinzufügen, daß es wesentlich darauf ankommt, an welche Werke des Komponisten man herantritt. Je mehr er ältere und fremde Formen nachzubilden sucht, wie namentlich in seinen Oratorien, Orgelsonaten, Streichquartetten, desto mehr an Gefünsteltem und dergleichen bekommen wir zu spüren. Dagegen sind seine Konzertsüde engeren Sinnes, seine Kammermusik für mehr als vier Streicher und für Klavier mit Streichern, sodann die meisten Lieder mit und ohne Worte und endlich einige Cantaten wirklich originale und echt anmutende Werke. An diesem Abend hörten wir zwei Vokalwerke von ihm, die sonst nicht häufig aufgeführt werden: „Die erste Walpurgisnacht“ und eines der wenigen Bruchstücke, welche Mendelssohn zu einer Loreley-Oper komponiert hat. Es wird nicht viel Kompositionen geben, die ihrer Vorlage in einer so meisterhaften Weise gerecht werden, wie diese beiden Stücke und namentlich das erstgenannte. — Dem Chor und Orchester sowie den Solisten all das ihnen Zukommende zu sagen, reicht unser Raum nicht. Doch darf darauf hingewiesen werden, daß die Sopranistin, welche die Loreley sang, Frau Schauer-Bergmann (Breslau), einen sehr wohlgebildeten wahrhaft heroisch dramatischen Sopran zeigte, der es auch an Wucht vielleicht mit allem, was musikalisch tönen kann, aufnimmt, so daß wir einer beachtenswerten Zukunft dieser Sängerin entgegensehen dürfen. sz.

### Kunst.

Kräfte, die gleichen Zielen zustreben, müssen sich in unserer Zeit zusammenfinden. Niemandem wird heutzutage freiwillig etwas gegeben. Die eigene Vertretung ist die beste. Aus diesem Grunde haben sich die Künstlerinnen, die ja unter der Ungunst der Verhältnisse in den sonstigen Ausstellungen genügend zu leiden haben, zusammengetan und im Lyceumklub eine Ausstellung veranstaltet. Diese Ausstellung ist durchaus ernst zu nehmen, und es ist zu wünschen, daß die Vereinigung nicht nur von vorübergehender Dauer ist. Durch eine strenge Kritik, die die Kommission übte und die sie auch gegen sich selbst anwandte, ist eine interessante Auswahl geschaffen worden.

Im Landschaftlichen gaben selbständige, gute Arbeiten Stort, Fischer, Mehls, Wurm. Im Porträt leisteten Lütchiges Gerhardt, Bod, Jiz, Wolffhorn, Eichhoff. Das Dekorative pflegten Peizka, Pelikan, Fina. Geschmackvolle Stillleben stellten Dehmann und Lübkes aus. In Ise Schüze-Schur kommt ein neues Streben hoch, das Form und Linie mit der modernen Farbe wieder verbindet. Die Graphik zeigt in Käte Kollwitz, Jselin-Jäger, Sievert, die Plastik in Quittmann selbständige und eigenartige Vertreterinnen.

Vor einem Jahre fand im Gurliischen Kunstsalon eine ähnliche Ausstellung statt. Damals war das Bestreben vorherrschend, durch eine pseudomännliche Art zu verblüffen. Diese Arbeiten hier sind äußerlich bescheiden, der Pinsel wird nicht mit posierender Verbe geschwungen, die dem Kemmer die Schillerin verrät. Die Arbeiten sind dadurch innerlich reifer, eigener. Solche Ausstellung ist also nicht überflüssig. Sie erweitert das Gesamtbild der künstlerischen Betätigung und wird das um so mehr tun, je selbständiger die Frauen werden. Dazu fördert sie nichts mehr als eigene Vertretung. Frauenarbeit wird gewöhnlich über die Achsel angesehen, besonders in bürgerlichen Kreisen, die sie nur gelegentlich, als Zeitvertreib und bei Gelegenheit von Wohltätigkeitsveranstaltungen gelten lassen. Da ist es gut, daß diese Künstlerinnen ihre Sache selbst in die Hand nehmen und damit zeigen, daß es ihnen ernst mit ihrer Arbeit ist. Und der einsichtige, vorurteilsfreie Kritiker wird feststellen, daß eine erfreuliche Summe von tüchtiger Arbeit, ehrlichem, selbständigem Können hier zutage tritt. Darin liegt der Wert der Ausstellung.

### Hygienisches.

Schule und ansteckende Krankheiten. Die gesetzlichen Vorschriften legen den Ärzten die Verpflichtung auf, in Fällen von ansteckenden Krankheiten sofort Ermittlungen über die Quelle der Ansteckung anzustellen, damit durch entsprechende Maßnahmen der Weiterverbreitung der Krankheit Einhalt getan werden kann. Zu diesem Zwecke ist ja auch die ärztliche Anzeige

pflicht eingeführt worden. Handelt es sich bei den Erkrankten um schulpflichtige Kinder, dann muß natürlich das Augenmerk der amtlichen Aerzte sofort auf die Schule gelenkt werden und da hat sich denn nach den Erfahrungen des Kreisarztes Dr. Aust in Rauen ergeben, daß, je mehr bei den Ermittlungen dem Zusammenhang der Einzelfälle nachgegangen wurde, um so öfter festgestellt wurde, daß neben der Familie und dem Hause die Schule die Hauptquelle für die Hebertragung der ansteckenden Krankheiten ist. In der Schule kommen die Kinder am meisten in enge Berührung, sie, die für die Ansteckung ganz besonders empfänglich sind, verharren stundenlang in denselben Räumen auf dicht nebeneinanderliegenden Sitzplätzen, nachher strömen sie nach allen Richtungen und Gegenden ab. Neben der persönlichen Berührung sind es auch die Schulbänke, die Bücher, ja der aufgewirbelte Staub, welche als Träger der Ansteckung dienen können. Wenn eine häusliche Infektion auszuschließen war, dann konnte Dr. Aust immer die Schule als Quelle der Ansteckung ermitteln und zwar ging sie von den Kindern aus, die in der Schule ihre Plätze in nächster Nachbarschaft hatten, das ist bei Masern, Typhus, Diphtherie und Scharlach nachgewiesen. Bei den letztgenannten Krankheiten brauchen die Kinder gar nicht einmal selbst erkrankt zu sein, es ist nur nötig, daß sie zu Hause einen kranken Angehörigen haben, mit welchem sie in ständiger Berührung stehen. Bei Scharlach und Diphtherie leiden allerdings die Kinder, welche die Ansteckung übertragen, oft an einer leichten Halsentzündung, aber diese ist oft als eine leichte Form der Diphtherie oder des Scharlach anzusehen. Im Beginn einer ansteckenden Krankheit überreifen die Schulinfektionen die Hausinfektionen. Zuerst kommen einzelne Fälle in der Schule vor, von dort werden sie in alle Gegenden der Stadt verbreitet, ja sogar nach auswärtigen Orten verschleppt. Es ist nun eine Pflicht der Schule, die den Kindern durch den Besuch der Schule drohenden Gefahren zu beseitigen oder zu verringern und da gerade die ersten Fälle von Scharlach und Diphtherie in der Schule zu einer Ausbreitung von neuen Krankheitsherden führen, so kann der Ausbreitung des Uebels nur durch schnelligsten Schluß vorgebeugt werden. Dadurch sind manche Epidemien im Keime zu ersticken. Ist erst eine Ausbreitung der Krankheitskeime erfolgt, dann kann die Epidemie nicht mehr aufgehalten werden, weil jetzt bereits Haus- und Familieninfektionen dazu gekommen sind. Wenn die Kinder auf der Straße zum Spielen zusammenkommen, so ist dies nicht so gefährlich, weil die Berührung nicht so innig ist und auch die frische Luft und die Sonne die Krankheitskeime abtöten. —

### Erziehung und Unterricht.

**Hungernde Schulkinder.** Es ist eine nicht abzuleugnende Tatsache, daß es in Deutschland Tausende und Aber-tausende unterernährter und hungernder Kinder gibt. Helene Simon hat kürzlich als Korrelat des Schulzwanges und gesetzlichen Kinderschutzes eine Schulspeisung aller dürftigen, unterernährten und hungernden Kinder in besonderen Koch- und Speiseräumen als sozialhygienische Maßnahme und nicht als Armenunterstützung gefordert. Sie will verpflichtende staatliche Bestimmungen in dieser Frage. In England ist sie bereits gesetzlich geregelt worden. Wie Konrad Agath in der „Pädagogischen Zeitung“ ausführt, betrachtet es die deutsche Lehrerschaft als eine Grausamkeit, von hungernden Schulkindern Leistungen zu verlangen und nimmt an der Bewegung, die den Schulkindern das Recht auf Brot erobern will, lebhaften Anteil. Sie würde auch gern zur Beschaffung des nötigen Materials beitragen. Nachdem eingehende Bestrebungen angestellt sein werden, wird erst das ganze bestehende Elend offenkundig werden. In einem Berliner Vorort wurden im Laufe eines halben Jahres 932 Kinder nicht zweckentsprechend ernährt, davon waren 618 im Alter von 6 bis 10 Jahren und 314 im Alter von 11 bis 14 Jahren. Von diesen Kindern kamen 593 ohne Morgenfrühstück zur Schule; weder erstes noch zweites Frühstück hatten 104 Kinder, weder erstes noch zweites Frühstück noch warmes Mittagbrot 55 Kinder, und 70 hatten kein warmes Essen während des ganzen Tages. Die Feststellung der Anzahl von hungernden Kindern ist keineswegs leicht, da viele Kinder ihre Armut verheimlichen in der Furcht, diese könnte als Schuld der Eltern aufgefaßt werden. Aber der Nachweis muß gelingen. In einigen Orten Deutschlands hat man bereits mit der Speisung von Schulkindern begonnen. Wenn eine größere Zahl von deutschen Städten nicht bald den Versuch macht, Schulspeisungen einzuführen, so wird an eine gesetzliche Regelung der Frage in Deutschland in absehbarer Zeit kaum zu denken sein. —

### Aus dem Tierreiche.

**Das Tongehör der Hunde.** Eine Reihe sehr interessanter Experimente mit Hunden, die ihr Vermögen, Töne zu unterscheiden, feststellen sollten, hat Dr. Otto Malischer angestellt; seine Mitteilungen darüber wurden der Berliner Akademie der Wissenschaften vorgelegt und gelangen nun in den Sitzungsberichten zur Veröffentlichung. Seine Untersuchungen hatten die Funktion des Schlafenlappens des Großhirns zum Gegenstande, und er hat hierfür eine neue Hörprüfungs-methode bei Hunden ausgebildet, die einer allgemeineren Anwendung fähig ist und die Tierdressur für physiologische und psychologische Untersuchungen nutzbar macht. Dr. Malischer suchte Hunde in der Weise zu dressieren, daß sie nur bei einem ganz bestimmten Ton nach vor ihnen liegenden Fleischstücken schnappen durften, bei anderen Tönen aber die

Fleischstücke liegen lassen mußten. Er bediente sich zu seinen Versuchen anfangs einer Orgel, die neun Pfeifen enthielt, deren Töne je eine Oktave differierten. Später verwandte er auch das Klavier und das Harmonium, und besonders mit dem letzteren erzielte er sehr gute Resultate. Er schlug zunächst auf der Orgel einen bestimmten Ton an und gab dem Tiere, so lange der Ton erklang, Fleischstücke mit der Hand zu fressen. Nachdem sich das Tier bei den ersten beiden der Prüfungen, die alle nur täglich einmal stattfanden und je vier bis fünf Minuten dauerten, an diesen Klang gewöhnt hatte, schlug er zwischendurch einen anderen Ton an und hielt währenddessen das Fleischstück mit der Hand umschlossen, so daß der Hund es nicht erreichen konnte. So suchte er die Tiere zu gewöhnen, auf den „Frehton“ und den „Gegenton“ verschieden zu reagieren. Die richtige Reaktion begann bei manchen Tieren schon vom fünften oder sechsten Versuche an; war die Dressur dann vollendet, so schnappte der Hund bei dem Frehton mit Sicherheit zu, während er bei dem Gegenton scheinbar erschreckt zurückfuhr, auch wenn kein äußeres Hindernis vorhanden war, zu dem Fleischstück zu gelangen. Im Laufe dieser Experimente ergaben sich nun sehr interessante Beobachtungen, die zeigten, daß die Hunde und zwar alle Hunde ein überaus feines Tonunterscheidungsvermögen besitzen, wenn auch die Zeitdauer der Dressur wechselt. Anfänglich wurden die Gegentöne möglichst weit ab vom Frehton genommen; aber allmählich gewöhnten sich die Hunde auch an näherliegende Gegentöne, und man konnte sie beim Harmonium ohne große Mühe so weit bringen, daß sie den Frehton selbst von dem benachbarten halben Tönen mit Sicherheit unterschieden. Die Hunde konnten auch auf verschiedenen hohe Töne dressiert werden; einige Tiere nahmen das Fleisch bei hohen, andere bei tiefen Tönen ab, je nachdem sie gewöhnt waren. Die dressierten Hunde reagierten auf den Frehton selbst dann, wenn er zugleich mit beliebigen anderen Tönen auf der Orgel oder dem Harmonium angeschlagen wurde. Die Disharmonie konnte dabei derartig fein, daß die meisten, selbst musikalischen Menschen nicht erkannten, ob der Frehton dabei war oder nicht. Weiter gelang es ohne große Schwierigkeit, die bereits auf einen bestimmten Ton dressierten Tiere in der Weise umzudressieren, daß sie ausschließlich bei einem anderen bestimmten Ton nach den Fleischstücken schnappten. Auch ein „absolutes Tongehör“ mußte den Hunden zugesprochen werden, da sie gleich bei Beginn der jedesmaligen Prüfung, auch wenn Tage dazwischen lagen, den Frehton sofort von den Gegentönen unterschieden. Dabei waren natürlich alle Vorkehrungsregeln getroffen, daß es sich bei dem Dressurverfahren ausschließlich um akustische Wahrnehmungen handeln konnte.

### Notizen.

— Das Bach-Fest wird in Eisenach vom 27. bis 30. April stattfinden. Die Berliner Singakademie und Philharmonie werden mitwirken.

— J. J. Davids Gesammelte Werke erscheinen im Verlage von R. Piper u. Co. (München) in 6 Bänden. Der Preis des gebundenen Bandes beträgt 6 M. Subskriptionserklärungen sind zu richten an Herrn Dr. Ernst Heilborn, Berlin W., Kurfürstenstr. 83.

— Leonid Andrejew's fünfstückige symbolische „Vorführung“, die er das „Leben des Menschen“ nennt, machte in Petersburg, obwohl es den üblichen Anforderungen der Bühne wenig entspricht, einen starken Eindruck. In einer Art Vorspiel wird alles, was in den folgenden Bühnenbildern (Geburt, Kampf ums Dasein, Erfolg, Tod) sich abspielt, geheimnisvoll angedeutet.

— Der gekränkte Rezitator. Marcell Salzer ließ sich bei einer Vorlesung in Eisenach durch einige kritisierende Zuhörer derart irritieren, daß er die Vorlesung unterbrach und nach seiner Mitlehr strafende Worte an die Betreffenden richtete. Das Publikum ergriff die Partei des Künstlers und setzte die Entfernung der unfeindlichen Zuhörer durch.

— Eine neue Weltsprache, die im Gegensatz zum Esperanto, das überwiegend romanische Stämme verwendet, aus zirka 800 germanischen (deutsch, englisch, skandinavisches) Grundwörtern besteht, ist von dem norwegischen Amerikaner Elias Mosee geschaffen worden. Sie führt den Namen Teutonisch.

— Bier in fester Form. Dem dänischen Ingenieur Maardt in Hellerup bei Kopenhagen ist es gelungen, aus Hopfen und Malz einen festen Bierextrakt herzustellen, der vom Käufer nur verdünnt und durch Gefeuzug in Gärung versetzt zu werden braucht, um dann nach einigen Tagen Lagerung gebrauchsfähig zu werden. Ob dieses sog. „Reformbier“ sich in der Praxis bewähren wird, sieht noch sehr dahin.

— Ein neuer Komet wurde von Giacobini auf der Sternwarte des Mont Gros bei Nizza entdeckt. Er steht in der Nähe des Sternes Mirza in der Gruppe des großen Hundes und bewegt sich der Sonne zu. Vorherhand ist der Komet noch sehr lichtschwach.